

Angespitzt

Von Petra Lawrenz



In einem Menschenleben ist es wohl so, dass die ersten hundert Jahre die schlimmsten sind, danach wird es leichter. Das wurde jetzt wissenschaftlich festgestellt. In einer Studie der Universität Heidelberg zeigte sich, dass die Uralten erstaunlich optimistisch, zufrieden – ja sogar zuversichtlich sind, obwohl kein Einziger, respektive keine Einzige mehr gesund ist. Ein Ergebnis, das einigermaßen verblüfft. Denn mit dem Älterwerden an sich ist es ja so eine Sache. Niemand ist daran so richtig interessiert. Und es kommt zudem auch so unangenehm überraschend.

Neulich zum Beispiel habe ich mir ein Stück Zahn abgeissen. Nur ein Splitter, kein großes Drama eigentlich, lohnte sich nicht zu reparieren. Da ich in diesem Leben eigentlich nicht mehr vorhatte, Bierflaschen mit den Zähnen zu öffnen, ist der Verlust auch verkraftbar. Aber sehen wir der Sache ins Auge: Es ist ganz klar eine Verschleißerscheinung, und das, wo noch ein paar Jährchen solider Kauarbeit zu absolvieren wären bis zum Eintritt in die Kückident-Liga. Schön ist anders.

Das Ganze war schon fast wieder vergessen – in vorgerücktem Alter lässt das Kurzzeitgedächtnis bekanntlich etwas nach –, da begab es sich, dass im Kollegenkreis die Rede auf Führerscheine kam. In meinem Fall also auf jenes modisch rosafarbene und nahezu neuwertig wirkende Dokument, an dessen Erwerb ich mich noch sehr gut erinnere. Es war ein heißer Julitag... Gerade wollte ich zu der Geschichte meiner Fahrprüfung ansetzen, als eine sehr junge Kollegin mit liebevoller Spontanität ausrief: „Ach, das ist aber ein alter Lappen!“ Und ihrem Tonfall nach zu urteilen, meinte sie mit „alt“ die Epoche von: Grammophon, Plumpsklo, Dampfisenbahn.

Plötzlich war ich sehr froh, mich trotz einer gewissen körperlichen Mattigkeit, wie sie Hochbetagte gelegentlich befallt, noch aufrecht halten zu können. Dass ich überhaupt noch eigene Zähne im Mund hatte, erschien mir wie ein Wunder der Natur. Weise erklärte ich dem Kind: „Ich bin ja auch schon sehr alt“ und wankte von dannen. Leider war mir offenbar entfallen, wo ich meinen Rollator geparkt hatte.

Nochmal zu der Studie: Wie die Heidelberger Forscher herausgefunden haben, sind die Hundertjährigen deutlich fideler und viel weniger deprimiert als die Gruppe der 80- bis 94-Jährigen. Das lässt hoffen. In meinem Fall sind es ja gefühlt nur noch zehn, höchstens fünfzehn Jahr bis die Hundert voll sind. Mit etwas Kampfgeist und ein paar Klosterfrau Melisengeist ein Klacks.

✉ p.lawrenz@schwaebische.de

Geburtstagskind der Woche

Wim Wenders



Drei Fakten zu Wim Wenders
Geboren: 14. August 1945
Früher Berufswunsch: Priester
Lieblingsband: Die Toten Hosen

Medizin, Philosophie, Soziologie, Malerei – Wim Wenders hat vieles ausprobiert, bevor er endlich seiner Berufung als Filmregisseur folgte. Doch dann ging es blitzartig: Bereits mit seinen ersten Filmen gelang Wenders der Durchbruch, auch in den USA. Auch wenn er kommerziell nicht an seine frühen Erfolge von „Paris, Texas“ und „Der Himmel über Berlin“ anknüpfen konnte, sorgte er mit Filmen wie „Buena Vista Social Club“ und „Pina“ für unvergessliche und unterhaltsame Kinostunden. (sim)

Vom Betriebswirt zum Großstadtbauern

Hans Dieter Temp hilft armen Brasilianern in den Favelas São Paulos, sich selbst zu versorgen

Von Sara Mously

Hans Dieter Temp humpelt, als er zwischen den Wirsingkohlköpfen hindurch stapft, dem Mohrrübenlaub, den Salatköpfen. Ein schwerer Verkehrsunfall vor neun Jahren zerschmetterte ihm beide Hüften, die Knie und den rechten Fuß. Seitdem schmerzt ihn jeder Schritt. Doch am Weitergehen hindert ihn das nicht. Schließlich hat er eine Mission. „Ich habe Courage“, sagt der brasilianische Staatsbürger mit schwäbischen Vorfahren: „Wenn ich ein Problem sehe, will ich es lösen.“

Probleme gibt es viele in São Paulo, der größten Stadt Brasiliens. Die Megastadt ist Hoffnung für Tausende, die Jahr für Jahr ihr Land verlassen. Getrieben von Hunger und Verzweiflung, angezogen von der Hoffnung, einen Job zu finden. Doch stattdessen landen die meisten in erbärmlichen Hütten in den Favelas am Stadtrand. Ihre Schicksale befeuern die Massendemonstrationen, die seit dem Fußball-Confederations Cup im Juni ganz Brasilien bewegen. Denn an den Ärmsten der Armen zeigt sich das ganze Ausmaß der Ungerechtigkeit: Milliarden werden für Stadien, Hotels, Flughäfen und Straßen ausgegeben. Die Wirtschaft des Landes wächst, doch profitiert davon nur ein Teil der Bevölkerung. Ein Fünftel muss sich noch immer unterhalb der Armutsgrenze durchschlagen.

„Städte ohne Hunger“

150 Menschen hilft Temp mit seinem Projekt „Städte ohne Hunger“, das er vor zehn Jahren ins Leben gerufen hat. Viele müssen überhaupt nicht mehr einkaufen, so gut sind die Erträge der Äcker, die er zusammen mit ihnen errichtete. Kartoffeln bauen sie an, Salat, Bohnen und Kürbisse, manche auch Obst, Kräuter und Heilpflanzen. Was sie nicht selbst verbrauchen, verkaufen sie an ihre Nachbarn, oder sie beliefern Supermärkte und kleine Restaurants.

Geld und ein voller Magen würden vielen schon genügen. Doch die Gärten bringen den Stadtbauern noch viel mehr: Sie geben ihnen ihre Würde zurück. Der 74 Jahre alte José Dandrade hat mit 17 Jahren seine Heimat verlassen – der Acker der Eltern hätte nicht gereicht, um ihn, seine fünf Geschwister und alle ihre Nachkommen zu ernähren. Jahrzehntlang schlug er sich mit Gelegenheitsjobs durch, oft hatte er Hunger. Auch seine Rente reicht zum Leben nicht aus.

„Aber jetzt bin ich wieder Bauer“, sagt er, und strahlt. „Lieber schinde ich meine alte Knochen auf dem Feld, als in meiner Hütte zu sitzen und auf den Tod zu warten.“

21 Gemüsegärten haben Temp und seine drei Mitarbeiter in der östlichen Peripherie der Stadt aufgebaut, wo die Armut am größten ist. Auch Temp wohnte bis vor Kurzem in einem ärmlichen Viertel. Aufgewachsen ist er in einer deutschstämmigen Enklave. Er spricht fließend Deutsch, doch mit einem merkwürdigen Akzent – sodass man manchmal nachfragen muss, wenn er „Erlese“ oder „Ferdergelder“ sagt.

Fördermittel eintreiben ist heute Temps Hauptbeschäftigung, denn noch kostet sein Projekt Geld. Immer wieder müssen Landmaschinen angeschafft werden, Dünger und Setzlinge. Der wichtigste Sponsor ist ein Sozialfonds des brasilianischen Ölkonzerns Petrobras, dazukommen Hilfen von Banken, ausländischen Botschaften und der Inter-American Foundation aus den Vereinigten Staaten. Der Agrarkonzern Syngenta spendet Saatgut, der Erdöllogistiker Transpetro und der Stromanbieter Eletropaulo stellen kostenlos Grundstücke auf unterirdischen Pipelines und unter Hochspannungsleitungen zur Verfügung.

Syngenta vertreibt gentechnisch verändertes Saatgut, das ihre Kunden jedes Jahr neu kaufen müssen, denn die Samen, die daraus entstehen, sind unfruchtbar. Auch die Banken- und Energiebranchen gelten nicht gerade als Flaggship huma-



Hans Dieter Temp hat erst spät seine soziale Ader entdeckt. Heute hilft der Brasilianer mit schwäbischen Wurzeln seinen Landsleuten in São Paulo, Selbstversorger-Gärten anzulegen.

FOTOS: SASCHA MONTAG/ZEITENSPIEGEL

nistischer und ökologischer Werte. Natürlich weiß Temp selbst, dass er sich von ihnen instrumentalisiert lässt – ihr Einsatz ist nichts weiter als „social washing“, soziales Engagement als moralisches Feigenblatt. „Klar würde ich lieber nur Spenden von korrekten Firmen annehmen. Doch es sind nun mal die Großen, die Geld übrighaben“, rechtfertigt er sich. Anstatt darüber lange nachzudenken, sieht er es lieber pragmatisch: „Ich will, dass die Leute was auf dem Tisch haben.“

Da fange ich nicht an, groß über Syngenta zu diskutieren.“ Langfristig aber will Temp die Gärten immer weniger abhängig machen von den Almosen anderer. Drei stehen finanziell bereits auf eigenen Beinen.

Grundstücke für den Ackerbau im Kleinformat finden sich schnell in São Paulo. Im Zentrum reiht sich Wolkenkratzer an Wolkenkratzer, doch an den Rändern frant die Stadt aus, viele Flächen liegen brach. Nicht nur Firmen, auch Privatleute, denen das Geld zum Bauen ausgegangen ist, stellen leere Flächen zur Verfügung. Doch von den Bauvorhaben der Grundbesitzer abhängig zu sein, macht die Verhältnisse für die Bauern unsicher. Sie wissen nie, wann sie fort müssen von ihrem Land. Doch schnell findet sich neues Land. „Ich habe eine ganze Excel-Tabelle voll

mit Grundstücken, auf denen wir jederzeit anfangen könnten“, so Temp. Anfangen, das bedeutet Bodenproben nehmen und die Erde auf Schadstoffe testen lassen, einen Zaun ziehen und Müll und Steine forträumen.

Helfen, damit hatte Temp nichts am Hut, als er mit 18 Jahren nach Rio de Janeiro zog, weit weg vom Acker und den Kuhställen der Eltern. Er sprach schon damals gut Deutsch und wollte daraus zusammen mit einem Abschluss in Betriebswirtschaftslehre Kapital schlagen. Um sich die Uni zu finanzieren, jobbte er als Kellner und Touristenführer. Beim Servieren lernte er eine reiche Witwe kennen, die so beeindruckt war von seiner Willenskraft, dass sie ihm die Hälfte der Studiengebühren zahlte. „Die Hilfsbereitschaft dieser Frau hat mich geprägt“, sagt Temp.

Vier Jahre in Tübingen

Das Leben eines Samariters führte er nach dem Studium dennoch nicht. Er arbeitete bei einer Bank, einem Reisebüro, einer Krankenversicherung. Vier Jahre lang lebte er in Deutschland, um in Tübingen Landwirtschaft zu studieren, sein Deutsch zu verbessern und die Heimat seiner Großeltern kennenzulernen. Danach zog er nach São Paulo, dort gab es gute Jobs. In den Neunzigern leitete er zwei Jahre lang ein S.O.S.-Kinderdorf. Eine Personalfirma hatte ihn dorthin vermittelt, das Gehalt stimmte, also willigte er ein. In dieser Zeit lernte er seine heutige Frau kennen, eine Sozialarbeiterin. Er wunderte sich über ihr enormes Engagement.

Hilfe zu leisten war auch nicht sein Ansinnen, als er den ersten Gemeinschaftsgarten in São Paulo aufbaute. Er wollte bloß nicht länger diesen fürchterlichen Schandfleck ansehen müssen, wenn er morgens zur Arbeit fuhr. Ein unbebautes Nachbargrundstück gegenüber seiner Wohnung, auf dem sich einen halben Meter hoch die Abfälle türmten. Temp machte den Besitzer des Gartens ausfindig. Bot ihm an, das Grundstück freizuräumen, im Gegenzug wollte er darauf Gemüse anpflanzen dürfen. Ungläubig willigte der Besitzer ein.

Weil ihm die Gartenarbeit über den Kopf wuchs, bot er Jugendlichen aus der Nachbarschaft ein paar Real für ihre Hilfe an. Mütter kamen vorbei um zu schauen, was ihre Söhne so trieben an den Wochenenden, woher sie auf einmal frische Karotten und Kürbisse mitbrachten. Und ob es wahr war, was sie erzählten: Dass da ein Mann mitten im Viertel ein Feld bestellte. Irgendwann boten auch sie ihre Hilfe an. Der Garten wurde zum Treffpunkt, zu etwas, an dem alle gemeinsam arbeiteten. Und in Temps Kopf keimte eine Idee: „Wäre es nicht großartig, wenn die Stadtbauern mit der Feldarbeit ihren Lebensunterhalt verdienen würden?“

Zu dieser Zeit, im Jahr 2002, hatte Temp mal wieder einen neuen Job: „Finanzkoordinator“ in einem inter-

nationalen Büro des Rathauses. Er schaffte es, sich ins Umweltamt versetzen zu lassen, wo man ihn mit städtischer Landwirtschaft experimentieren ließ. Sechs gemeinnützige Gärten baute er auf, bis die Regierung wechselte und er seinen Job verlor. Die Gärten wurden abgeschafft. „Ich stand da wie der Ochs vorm Berg“, sagt er heute. „Aber ich wollte es wenigstens versuchen.“ Also setzte er sich hin und schrieb das Konzept für eine Organisation, die heute zum Erfolgsmodell werden könnte, nicht nur für São Paulo.

Fast täglich bekommt Temp E-Mails aus Bolivien, Südafrika, Mosambik oder Indien. Die Leute wollen, dass er zu ihnen kommt und hilft, Gewächshäuser zu bauen und Gemeinschaftsgärten einzurichten. Doch zum Reisen fehlt das Geld. Den Bau der Gewächshäuser hat er inzwischen auf seiner Website dokumentiert. Fragen, die er beantworten kann, beantwortet er. „Schön wäre es, im Gegenzug Spenden zu bekommen“, sagt er, „Aber die Leute haben ja selbst keinen Speck.“

Temps größte Hoffnung ist, dass die brasilianische Regierung „Städte ohne Hunger“ eines Tages in großem Stil nachahmt. Temp selbst will sich nach und nach verabschieden aus seinem Projekt, auch aus privaten Gründen. Seine Familie ist schon fortgezogen aus der Stadt. Bis zu fünf Stunden Stau am Tag hatten seine Frau krank gemacht. Als sich dann noch eine Drogengang in ihrem Viertel ausbreitete, stand der Entschluss der Familie fest, nach Agudo zu ziehen, zurück in die Heimat seiner Eltern. Doch Temp wäre nicht Temp, würde er sich nur noch um sich und seine Familie kümmern. „Warum ziehen die Bauern in die Stadt?“, fragt er und antwortet selbst: „Schuld sind Monokulturen.“ Tausende Bauern fallen auf die schnellen Gewinne herein, die ihnen der industrielle Rohstoffanbau verspricht. Darüber geht vielen das Wissen verloren, wie man sich mit einem Stück Land selbst versorgen kann.

Das ist Temps nächste Mission: Zusammen mit den Bauern von Agudo legt er Gemüsegärten auf deren Höfen an. Nach und nach will er den Leuten helfen, wieder komplett auf traditionelle Landwirtschaft umzusteigen. Damit eines Tages sein Projekt in São Paulo überflüssig wird.



Auch wenn die Arbeit hart ist: Der 74-jährige José Dandrade schuftet gerne in seinem Garten.